

Der Unbekannte [Schluss]

Autor(en): **Burg, Anna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **14 (1924)**

Heft 48

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646138>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 48 — XIV. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerel, Bern

Bern, den 29. November 1924

Der Mutter Hand.

Von Jakob Böhgart.

Ich kannte eine Hand, voll Narben braun,
Zerrissen und fast krüppelhaft zu schau'n.
Und dennoch schön, dieweil sie immerdar
Werktäterin der reinsten Seele war.

Wie freudig schnitt sie, wenn sie Brot uns schnitt,
Am frohsten, wenn sie selber Mangel litt.
Sie wurde alt, doch ob die Kraft auch wich,
Im Geben blieb sie stark und jugendlich.

Ich seh sie noch, und manchmal in der Nacht
Träum' ich, sie fasse meine Rechte sacht
Und rühre mir, wie einst im Trennungschmerz,
Mit ihrem Drucke wunderbar ans Herz.

Der Unbekannte.

Skizze von Anna Burg.

Da ließ sie ihn in stiller Betwunderung eintreten, und als er auch im Zimmer, nachdem sie die Türe zugemacht, noch nicht mit dem Zweck seines Besuches herausrückte, hieß sie ihn Platz nehmen. Sie sah erst jetzt, daß er sonntäglich gekleidet war.

„Sie haben hier ein hübsches Möbel“, begann er mit gemachter Unbefangenheit, indem er mit dem Kopf nach einem alten geschnitzten Schrank hinwies, „stammt noch von Ihrer Mutter, nicht? Solche Sachen sieht man heutzutage nur noch selten. — Sie würden sie auch nicht hergeben, denke ich. — Sie haben lauter hübsche Sachen, alle in gutem Stand.“ —

Er sah sich rund im Zimmer um, während Helene sich fragte, ob er gekommen sei, um ihr ihre alten Familienerbstücke abzukaufen.

„Gewiß, es ist alles gut erhalten“, sagte sie, „ich hänge an den Sachen; ich würde sie nicht gerne hergeben.“

„Begreiflich, begreiflich. Ja, Fräulein Hammer, — ich will es kurz machen. Ich will Sie etwas fragen; — Sie brauchen nur ja oder nein zu antworten. Ich vertraue auf Ihr gutes Herz, — wenn es „nein“ ist, so werden Sie die ganze Sache für sich behalten.“

Helene wurde es sehr beklommen zu Mut.

„Ich kann mir nicht denken — — —“

„Diesen Sommer war ein fremder Herr hier, ich weiß nicht, warum er sich hier niedergelassen hat. Er hat so allerhand Geschäfte vermittelt, Waren, Geld — was weiß

ich, — es geht mich nichts an. Aber er war ein nobler, angenehmer Herr; — ich habe ihm manches Stück Möbel geliefert — —.“

Helene's Herz klopfte stürmisch, während ihr Besuch so ruhig von der Person ihrer heimlichen Träumereien sprach.

Der Schreinermeister schien an einem schwierigen Punkt angelangt zu sein, denn er drehte den Hut, fuhr sich hinter die Ohren, zupfte an seinen Ärmeln, endlich fuhr er fort:

„Er hat mein Hauswesen gesehen, mein kleines Mädchen, die Christine, — Sie kennen sie doch?“

Helene nickte mit verzerrtem Lächeln. Wo wollte das hinaus?

„Er war wirklich ein guter Herr; es sei doch kein Leben, wenn man allein sei, ein rechter Mann müsse eine Frau haben, so meinte er.“

Helene krampfte die Hände ineinander. Kam der Schreinermeister als Brautwerber für den Fremden?

Da nahm der Meister Werder einen Anlauf:

„Nun kurz und gut, — er erzählte mir von Ihnen; daß er Sie alle Tage sehe, daß Sie gut und freundlich aussehen, daß sie auch allein seien, — und er meinte, da Sie und ich einander schon lange kennen und am gleichen Orte wohnen, ob ich's nicht versuchen wollte — ob ich Sie nicht fragen sollte —.“

Er stockte. Helene's Gesicht hatte einen gar zu seltsamen Ausdruck. Einen Ausdruck, als ob sie von jähem Krampf befallen sei.

In der Tat war es dem Mädchen zu Mute, als presse man ihr die Kehle zusammen. Mit tödlichem Schrecken hatte sie die Erkenntnis überfallen, daß der Schreiner sie für sich selbst zur Frau begehrte; nicht einen Augenblick, seit er das Zimmer betreten, hatte sie daran gedacht, daß er Witwer war. Und er — der andere — ihr Sommertraum, — er glaubte, daß sie für diesen einfachen Mann als zweite Frau gut genug sei —.

„Ich will Sie nicht erschrecken, Fräulein Hammer“, sagte der biedere Mann mit einer Weichheit in der Stimme, die man von ihm nicht erwartet hätte, „wie gesagt, ich frage Sie rund heraus, ob Sie meine Frau und meiner Christine Mutter werden wollen. Ich glaube, daß Sie mir mein Leben wieder behaglich und hell machen würden. Sagen Sie ja oder nein, und wenn es nein ist — wie ich jetzt fürchte, — so vertraue ich darauf, daß die Sache unter uns bleibt. Sie wissen ja, — die Leute haben böse Mäuler, und wenn sie sich über einen lustig machen können, so ist das ein Herrenfressen für sie.“

Er erhob sich jetzt und stand wartend da.

Man sah, es war ihm unbehaglich zu Mut und es sah fast aus, als ob ihm nun das Nein erwünscht wäre, das ihn aus dieser peinlichen Situation befreien würde.

Helene stand auch auf. Sie wagte nicht, ihn anzusehen. Aber dann zwang sie sich doch dazu, faßte sich mit Gewalt und sagte:

„Darf ich mir's nicht ein wenig überlegen, ob ich mit ja oder nein antworten soll? Ich bin auf Ihre Frage, die mich ehrt, so gar nicht vorbereitet gewesen.“

„Das ist auch wahr“, erwiderte er aufatmend und mit gutmütigem Lächeln, „daran hab' ich gar nicht gedacht. Unsereins ist ein wenig tolpatschig. Nichts für ungut. Also dann überlegen Sie sich's, Fräulein Hammer, und wenn Sie mir das Nein innert drei Wochen nicht schriftlich mitteilen, so hol' ich mir das Ja mündlich. Abgemacht?“

Er streckte ihr die Hand hin. Es war eine feste, breite, harte, aber saubere Arbeitshand. Und als Helene ihre Finger darein legte und umschlossen fühlte, kam sie etwas Eigenes an, ein nie gekanntes Gefühl von Behagen. Hatte sie denn je, seit ihrer Mutter Tod, ihre Hand in eine Hand legen können, die ihr gehörte? Hier bot sich ihr eine solche. In wärmerem und freierem Ton sagte sie:

„Abgemacht“, und lächelte dabei.

Und der Schreinermeister Werder ging ganz befriedigt davon.

Es war ein harter Kampf, den Helene in der nächsten Zeit zu kämpfen hatte. Zuerst mußte sie mit der fürchtbaren Ernüchterung fertig werden, die ihr die Entdeckung bereitete, daß der Fremde, von dem sie sich heimlich verehrt glaubte, sie dem gesellschaftlich und nach Bildung und Erziehung unter ihr stehenden Schreinermeister gewissermaßen angeboten hatte. Und das wurde ihr nicht leicht. Der Sommertraum war gar zu schön und poetisch gewesen, als daß sie ihn so ohne weiteres hätte aus dem Herzen reißen können. Aber da sie sehr vernünftig und einsichtsvoll war, so gelang es ihr doch. Sie begann sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, ihr regelmäßiges, sturmloses Leben aufzugeben und als Frau und Mutter in ein einfaches Heim einzutreten, das

an ihre Kraft und Selbstverleugnung wohl allerlei Anforderungen stellen, ihr aber dafür die Befriedigung eines ausgefüllten, zweckvollen Daseins bieten würde. Wenn sie das zarte Christinchen zur Schule gehen sah, lang aufgeschossen, bleich und schüchtern, so befiel sie zugleich mit heimlicher Freude auch ein dumpfes Bangen. Sie wußte wohl, es galt gewissermaßen, „ihr Leben zu verlieren“, wenn sie Ja sagte; es hieß, sich aufgeben für andere, die kleinen Mühseligkeiten ablegen, sich ganz neu einstellen zu neuer Pflicht. O, sie wußte wohl, das alles war keine Kleinigkeit, und sie prüfte sich lange und genau, ob sie auch imstande sein würde, den ihr gebotenen Platz auszufüllen. Oft war sie, wenn es ihr vorkam, als sei der neue Weg doch zu hart, zu mühsam, schon im Begriff, den Brief mit dem höflichen „Nein“ abzufassen, ja, einmal hatte sie schon einen Entwurf dafür gemacht. Aber dann überlegte sie sich, wie sie dann zurückfallen würde in die Dede und Hoffnungslosigkeit ihres nutzlosen Daseins, und mit einem Schauer des Erschreckens zerriß sie das Schreiben. Nein, sie wollte die ganze Sache als eine Fügung des Himmels betrachten. War es nicht seltsam, daß dieser Fremde hierher hatte kommen müssen, um Werder auf sie aufmerksam zu machen? Dieser Unbekannte, der mit eigenem Jugendhauch ihr Leben eine Zeitlang verklärt hatte, war der Träger ihres Schicksals gewesen. Er brachte zuerst Traum und Sehnsucht in ihr zweckloses, der trägen Zufriedenheit verfallenes Leben, und weckte damit in ihrem Herzen Wille und Kraft. Denn aus Traum und Sehnsucht entstehen die bewegten Mächte in der Seele des Menschen, das fühlte sie nun. Und nun, da sie sich innerlich lebendiger fühlte, lebendiger, weil sie litt und kämpfte, nun trat eine Aufgabe an sie heran. Nicht Erfüllung eines weichen Wunsches, sondern die Aufforderung zu Tat und Arbeit war es, was ihr wurde. Sie wußte es wohl, noch vor einem Jahr hätte sie die Werbung Werders ohne Besinnen und vielleicht mit Entrüstung abgewiesen. Das Traumerlebnis mit dem Fremden aber hatte ihre Seele bereit gemacht, sich einer neuen Wirklichkeit hinzugeben. Solche Ueberlegungen bewegten Helene, als der letzte Tag der drei Wochen verfloßen war, und sie erwartete von nun an mit Festigkeit das Erscheinen Werders. — Er kam nicht gleich. Es verging beinahe eine Woche. Und schon überfiel sie eine schmerzende Angst, er möchte überhaupt nicht mehr kommen. Aber er kam. Sie war sehr verwirrt und verlegen, als er bei ihr eintrat. Aber sein gutes Gesicht drückte so viel Genugtuung und Freude aus, daß sie bald ihre Sicherheit fand und ihm mit ruhigen Worten mitteilen konnte, sie habe sich die Sache überlegt und wolle mit aufrichtigem Herzen versuchen, ihm eine gute Frau, seinem Töchterchen eine gute Mutter zu sein.

Es gab Geschwätz, Aufsehen und Spott unter den Leuten, wie bei jeder solchen Gelegenheit. Aber Helene ließ sich dadurch nicht beirren. Täglich begab sie sich in Werders Haus, machte sich mit seinem Haushalt vertraut, bemühte sich um das Vertrauen und die Zuneigung Christinchens und kam täglich mit stillem, tief befriedigtem Herzen in ihr Heim zurück. Es bedurfte keiner langen Vorbereitungen. Nach einigen Wochen fand die Hochzeit statt und als am heiligen Abend die kleine Familie bei ihrem Weihnachtsbäumchen saß, da sagte Werder zu seinem Töchterchen:

„Weißt du noch, Christinchen, wie einsam und trübselig wir vor einem Jahr Weihnachten gefeiert haben? Damals hätten wir nicht gehofft, daß wir's dieses Jahr so gemütlich und warm haben würden.“

Und Christinchen warf sich der neuen Mutter an den Hals und küßte sie zärtlich. (Ende.)

Spruch.

Selige Freuden,
Tiefe Leiden,
Bangendes Harren,
Schmerzliches Scheiden,
Heiterer Morgen,
Finstere Nacht,
Hat das Leben
Noch jedem gebracht.

Reinh. Flachsmann.



Ansicht der Stadt Chur von Merian.

Kinder sind ein Segen Gottes.

Wer glaubt heute noch an dieses schöne Wort, das unsere Vorfahren gläubigen Herzens ausgesprochen haben? Die meisten werden es belächeln und an ihr „Einziges“ denken, das ihnen schon mehr ein Sorgenkind als ein Segenskind ist. Darin gerade liegt die Ursache, daß das Wort vom Kindersegnen zum alten Gerümpel geworfen wurde. Modern ist es, heute nur noch ein oder allerhöchstens zwei Kinder zu haben, denen man jede Bildungsmöglichkeit und jede Unnehmlichkeit verschaffen möchte. Daraus entstehen dann nur zu oft verwöhnte und unselbständige Menschen, die allerdings weder ihren Eltern noch ihren Mitmenschen zum wahren Segen werden können, weil sie viel zu sehr auf sich selbst eingestellt sind und es nie gelernt haben, für andere zu arbeiten und für andere Opfer zu bringen. Gewiß gibt es auch da Ausnahmen, die trotzdem zu tüchtigen Menschen heranwachsen. Eines aber wird das „Einzige“ immer entbehren müssen: die Freuden und Leiden einer Jugendzeit inmitten von Geschwistern. Welch unerschöpflicher Born gemeinsamer Erinnerungen besitzen die Kinder großer Familien. Wohl waren es nicht immer Freuden, die sie gemeinsam erlebt hatten, oft genug mußten sie zusammen bittere Tage durchmachen und Arbeiten verrichten, die ihnen als Kind höchst unangenehm waren, aber die Erinnerung verschönt alles und schlägt ein festes Band um die herangewachsenen Geschwister. Manche Mutter mußte ohne eines Vaters Hilfe ihre Kinderschar durchbringen und sich abmühen vom frühen Morgen bis zum späten Abend und gerade aus solchen Familien sind erfahrungsgemäß tüchtige Menschen hervorgegangen und die Anhänglichkeit zwischen Mutter und Kindern ist in solchen Fällen meist viel tiefer, als wo kampflös alle Wünsche befriedigt werden können.

Nicht nur für das Kind selbst sind Geschwister ein Segen, sondern auch für uns Eltern, denn Kinder erhalten unsere Kräfte und unseren Geist jung und rege. Sie bringen uns Aufgaben und Fragen, die uns zum Denken zwingen und uns davor bewahren, kalte Egoisten zu werden.

Gehen die Jüngens zur Schule und holen sich beim Vater Rat, so fühlt er sich selbst nochmals auf der Schulbank sitzen und wird wieder Kind mit seinem Kinde. Der größte Segen der Kinder liegt darin, daß sie uns benötigen, daß sie unsere Kräfte mehren und uns das Glück des seligmachenden Gebens lehren. („Schweiz. Eltern-Zeitschrift“.)

Uns tote Mütterlein.

Von W. Arni.

Mein Gott, ist es nun wirklich wahr?
Mein Mütterlein liegt auf der Totenbahr.
Viel Rosen trägt ihr schneelig Kleid,
In wunderprächtiger Herrlichkeit!
Und leis sag ich zum Mütterlein:
Ich will stets deiner würdig sein!
Und Rosen streu ich dir auf's Grab,
Und eine Scholle werf ich hinab...

„Das Bürgerhaus im Kanton Graubünden.“

Chur — Das bischöfliche Schloß.

Von dem den Kanton Graubünden behandelnden Bande des großen Text- und Bilderwerkes „Das Bürgerhaus in der Schweiz“ liegt heute der II. Teil vor. *) Wenn der erste hier schon besprochene Teil das südliche Graubünden bearbeitete, so sind dem II. und dem noch zu erstellenden III. Teil die nördlichen Graubündner Täler zugeordnet. Das hier zu besprechende Buch umfaßt Chur, die Herrschaft und

*) Herausgegeben vom Schweiz. Ingenieur- und Architektenverein. Verfasser des Textes Erwin Boeschel, Davos. Verlag Art. Institut Drell Füßli, Zürich. Fr. 30. —